

Reihe
Germanistische
Linguistik

50

Herausgegeben von Helmut Henne, Horst Sitta
und Herbert Ernst Wiegand

Susanne Ettl

Anleitungen zu schriftlicher Kommunikation

Briefsteller von 1880 bis 1980

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1984



CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Ettl, Susanne:

Anleitungen zu schriftlicher Kommunikation :

Briefsteller von 1880 - 1980 / Susanne Ettl. - Tübingen : Niemeyer, 1984.

(Reihe germanistische Linguistik ; 50)

NE: GT

ISBN 3-484-31050-2 ISSN 0344-6778

© Max Niemeyer Verlag 1984

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus photomechanisch zu vervielfältigen. Printed in Germany. Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt.

"er musz (...) ein brieffgen stellen können,
sonst ist er ein elender teuffel, als dem man
alles in die feder dictieren musz."

(der wohlgeplagte priester, 1695, 129.
zit. nach Grimm, DWB, s.v. stellen (IA2))

Auch wenn wir heute keine Briefe mehr stellen, sondern sie schlicht schreiben, so sind uns doch die Briefsteller geblieben. Zunächst Bezeichnung für den auctor epistolaris, gebrauchte man den Begriff später für das liber epistolaris, ein Lehr- und Musterbuch, das genannten elenden Teufeln die Kunst des Briefschreibens nahebringen wollte. Wie der Name, so ist auch der Gegenstand ein Relikt. Briefsteller sind die letzten existenten Vertreter der aussterbenden Gattung rhetorischer Lehrbücher. Es gab und gibt sie nicht nur für den geschäftlichen und behördlichen Briefverkehr, sondern auch für Privatbriefe. Mit solchen Privatbriefstellern beschäftigt sich die folgende Arbeit.

Die Wahl des Untersuchungszeitraumes ergibt sich aus der Entwicklungsgeschichte der Gattung. Solange die Briefsteller neben Poetiken und Rhetoriken anerkannte Lehrbücher waren, hat sich die germanistische Forschung ihrer angenommen. Nachdem sie jedoch mit der Entstehung neuer Stil- und Ausdrucksideale, die sich nicht mehr in einen Regelkanon fassen ließen, obsolet geworden und zu "Vorschriftenbüchern für Menschen mit geringer Sprachgewalt" (s.u.) abgesunken waren, fielen sie mehr und mehr aus dem Zuständigkeitsbereich der Literaturwissenschaft heraus. Abgesehen von der ebenso geistreichen wie amüsanten Briefstelleranthologie von Diethelm Brüggemann, hat man sich nicht mehr mit ihnen beschäftigt. Aber gerade nach dem Verlust einer umfassenden und allgemein anerkannten rhetorischen Systematik scheint es mir interessant zu fragen, wie es dem Briefsteller gelingt, briefliche Kommunikation in Regeln zu fassen und lehrbar zu machen, wie er die vielfältigen und individuellen Briefsituationen zwischen zwei Buchdeckeln systematisiert und ihnen das angeblich optimale Briefmuster zuschreibt. Indem er dabei typisches bzw. angemessenes Verhalten in typischen Situationen beschreibt, dokumentiert er nicht nur den Wandel sprachlich-stilistischer Normen, er gibt gleichzeitig einen Einblick in die jeweilige Alltagskultur, in Wünsche und Vorstellungen seiner Zielgruppe. Ich habe daher Privatbriefsteller der letzten hundert Jahre als Sprach- und Stillehrbücher, aber auch als landeskundliche Dokumente untersucht.

Zunächst wird eine historische Einführung die erwähnte Niedergangsgeschichte der Gattung kurz umreißen und dem Korpus seinen historischen Ort in dieser Geschichte zuweisen. Eine systematische Einführung soll der Funktion der Briefsteller als Kommunikationslehrbuch gelten; sie wird ganz allgemein nach Methoden und Mechanismen der Didaktisierung des Briefschreibens fragen. Vor diesem Hintergrund kann die Arbeit mit den Texten beginnen. Sie gliedert sich in zwei Zeitabschnitte. Der Typus des Universalbriefstellers - repräsentativ für das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert - wird mit den modernen, d.h. nach 1949 erschienenen Briefstellern kontrastiert. Eine Fallstudie zum Bittbrief verbindet die beiden Teile und thematisiert gleichzeitig ein besonders prekäres Kapitel brieflicher Kommunikation in seinem historischen Wandel.

Die vorliegende Arbeit wurde im Sommersemester 1983 von der Philosophischen Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft II der Ludwig-Maximilians-Universität München als Dissertation angenommen. Meinem Doktorvater Harald Weinrich danke ich für geistige, der Studienstiftung des Deutschen Volkes für materielle Unterstützung.

München, September 1983

Susanne Ettl

INHALT

1.	EINFÜHRUNG	1
1.1	Historische Einführung	1
1.2	Systematische Einführung: Der Briefsteller in seiner Funktion als Lehrbuch zum Briefschreiben	10
2.	DIE UNIVERSALBRIEFSTELLER	22
2.1	Brieftheorie	30
2.2	Stilpraktischer Teil: Die Musterbriefe	50
2.2.1	Konventionalbriefe	51
2.2.2	Briefe in Konfliktsituationen	82
2.2.3	Die Musterbriefe und ihr sozialer Ort	108
2.2.4	Liebesbriefe - Briefsteller und Literatur, Briefsteller als Literatur	123
2.2.5	Briefe allgemeinen Inhalts - Der Brief- steller als Anthologie	150
2.3	Sprach- und literaturgeschichtliche Anhänge	154
3.	DER BÜRGER UND DIE OBRIGKEIT - EXKURS ZUM BITTBRIEF	159
3.1	Der Bittbrief im Universalbriefsteller	159
3.2	Briefsteller der NS-Zeit	177
3.3	Nachkriegsbriefsteller	183
3.4	Der Bittbrief in modernen Briefstellern	186
4.	DIE MODERNEN BRIEFSTELLER	189
4.1	Das Erscheinungsbild moderner Briefsteller	189
4.2	Zum Stellenwert des Briefes	191
4.3	Die Stilprinzipien moderner Briefsteller	195
4.4	Die Ebene der Kasuistik	198
4.4.1	Konventionalbriefe	199
4.4.2	Mahnungen, Beschwerden, Klagen	209
4.4.3	Entschuldigungsbriefe	212
4.4.4	Gefühle und ihr sprachlicher Ausdruck in modernen Briefstellern	218
4.5	Typisierung auf der personalen Ebene	227

VIII

5.	NACHWORT	241
6.	BIBLIOGRAPHIE	243
6.1	Primärtexte	243
6.2	Sekundärliteratur	253
7.	REGISTER	260
7.1	Quellenregister	260
7.2	Sachregister	262

1. EINFÜHRUNG

1.1 Historische Einführung

Den ersten Briefstellern, zunächst noch in lateinischer Sprache, begegnen wir im 11. Jahrhundert. Während bereits vorher Formelsammlungen für den juristisch-notariellen Gebrauch existierten, werden die Briefmuster nun ergänzt durch theoretische Ausführungen zum Briefschreiben, durch die Regeln einer ars dictaminis oder ars dictandi, die sich ganz an der rhetorischen Systematik orientiert, ja als die eigentliche Weiterführung antiker Rhetorik im Mittelalter gelten kann (1). Diese Formulare, wie sie auch genannt werden, beginnen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts deutsch zu werden. Die lateinische Terminologie wird eingeführt und für den deutschen Briefstil übernommen, so etwa die strenge Fünfteilung des Briefes in Anlehnung an die antike Re-depraxis:

"Gemeine Regel aller Briefe	Anfänglich/Nach dem ein jegliche Missive und regulierter Brief/der auß freundschaft geschrieben/ gmeinlich formiert/und in fünff Theil getheilt wird/nem- lich/Die begrüßung des/dem wir schreiben/genannt Salutatio auff Latein/und sunst ein Gruß. Nechst dem die ursache/warumb wir zu ih- me schreiben/geheissen Benevolen- tia, oder ein Wegbereitung. Zum dritten/die sache selbst/darumb wir schreiben/genannt Narratio.
1. <u>Salutatio</u>	
2. <u>Benevolentia</u>	
3. <u>Narratio</u>	

1 Vgl. Ernst Robert Curtius: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, 9. Aufl. Bern, München 1978, S. 86. Der erste Teil der historischen Einführung folgt der Darstellung Diethelm Brüggemanns und der Briefgeschichte Georg Steinhausens, die ebenfalls ein Kapitel über Briefsteller enthält. Diethelm Brüggemann: Vom Herzen direkt in die Feder. Die Deutschen in ihren Briefstellern, München 1968, S. 7-19. Georg Steinhausen: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Bde. Berlin 1889 und 1891, Bd. 1, S. 101-110 und Bd. 2, S. 214-144. Einen Überblick über die Briefsteller des 17. und 18. Jahrhunderts gibt Reinhard M. Nickisch: Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts, Göttingen 1969.

- Hernach setzen wir unser Begehren/was wir in fürerzelten sachen außgericht und gethan wollen haben/und heisset Petitio, oder ein Bitt. Als dann so beschliessen wir den brieff/mit zusagung der danckbarkeit/und erbietung unser willigen dienst/ anhangende den Datum/und Tag des schreibens/und ist die Conclusio."
4. Petitio
5. Conclusio
- (Fabri von Höningen, 1572, Blatt 1, zitiert nach D. Brüggemann, 1968, S. 12)

Den einzelnen Redeteilen werden deutsche Wendungen, ja sogar die entsprechenden einleitenden Konjunktionen zugeordnet: "(...) für das exordium Dieweil, für die narratio Als, für die Petitio Darum so" (2). Daneben hat der Schreiber seinen Sprachduktus nach dem Verhältnis zum jeweiligen Adressaten zu richten.

"Es sollen die anfahenden disen underschid hie mercken/das die underthanen flehen/ bitten/ unruffen/ wo die Oberkeyt und Herschaft an derenstat/ gebieten/ befehlen/ wöllen/ begeren oder sinnen/ und zimpt keinen underthanen (...) an die Oberkeyt (...) diser Wort zu brauchen/ es sei im schreiben oder reden."

(Fabian Frangk, 1531, Blatt 14)

Und wie in den Briefstellern aller Zeiten, so wird der sprachliche Ausdruck hierarchischer Ordnung nicht nur empfohlen, sondern auch als gottgegeben gerechtfertigt (vgl. Kap. 4, Anm. 64). "Von gott dem heyligen Geyst hat der fürst gnad/ Deshalb wir im zuredend und schreibend gnediger Herr." (Friedrich Riederer, 1505, plat 65).

Während die Briefbücher des 16. Jahrhunderts sprachlich wie inhaltlich ganz von der Verwaltungspraxis der Kanzleien geprägt sind, orientiert man sich im 17. Jahrhundert zunehmend an französischen Vorbildern. In Frankreich hatte sich eine höfische Gesellschaft entwickelt, deren Sprache und Umgangsformen bald der gesamten europäischen Aristokratie zum Vorbild werden sollten. Der Stil der französischen Briefe richtet sich nicht nach der formelhaften Schriftsprache, sondern nach dem hö-

2 G. Steinhausen, 1889, S. 104.

fisch-höflichen Konversationston jener Kreise. 1638 erscheint in Deutschland eine Übersetzung des Briefstellers von De la Serre:

"Le Secretaire de la Cour Ou La Maniere d'escrire selon le temps. Das ist: Allerhand kurtze/ jedoch zierliche unnd wohlabgefaste (...) Schreiben/ Anfangs durch M.P. de la Serre in Französischer Sprache conzipirt, Newlich aber (...) in unsere hochteutsche Mutter-Sprache trewlich ubersetzet. Leipzig 1638"

An den französischen Beispielen erstaunte vor allem der leichte, flüssige Stil, der selbst in der holperigen deutschen Übersetzung noch spürbar wird. Die devote Steifheit wird abgelöst durch gewandtere und raffiniertere Formen der Insinuation. Man bedient sich zwar auch hierbei des rhetorischen Instrumentariums, aber es klingt bereits Kritik an am sogenannten 'Oratorischen'.

"Man möge die hohen und allegorischen Redensarten meiden, denn ein Brief muß nicht anders abgefasst seyn/ als wie man in höflicher und galanter Conversation zu reden pfeleget. Was poetisch und allzu oratorisch klinget/ das schickt sich in keinem Brief." "

(Talander, 1692, S. 242)

Der zitierte Talander alias August Bohse verbreitet diesen galanten Ton in Deutschland schließlich in hohen Auflagen (3). Die Orientierung am Konversationston bedeutet also eine Einschränkung rhetorischer Formelhaf-tigkeit. Dagegen soll ein Brief deutlich und zierlich sein. Deutlichkeit impliziert eine geläufige Wortwahl, deshalb möge man sich hüten vor "(...) allzu altfränkischen und neugebackenen teutschen Wörtern (...), denn diese sind nur von den allzu deutsch-gesinnten Sprachgrüblern aufgebracht (...)" (S. 243). Einige französische Einwüfe sind jedoch durchaus erlaubt: "(...) sofern man an Hofleute/ Cavalliere und Damen/ einen Brief abfasst/ einige Französische Wörter/ sonderlich die galanten Leute bekant/ gar wohl können eingebracht werden (...)" (S. 243).

Zierlichkeit erreicht man durch die Einfügung von:

"feinen, die Sache wohl exprimierenden Beywörtern.

3 So unter anderem mit seinem "Der allzeitfertige Briefsteller", 2. Aufl. Dresden 1692, der innerhalb von 40 Jahren sechs Neuauflagen erlebte.

(z.B.) wohlverdiente Ehre
 ungemeine Güte
 gehorsamste Observanz" (S. 244).

All dies dient dazu, sich dem Adressaten möglichst angenehm zu machen, eine Kunst, in der der ehemalige Hofmann Talander offensichtlich bewandert war.

Aber solche galante Insinuation entsprach nicht unbedingt den Kommunikationsbedürfnissen einer sich entwickelnden bürgerlichen Kaufmannschaft. Für ihren wachsenden Briefverkehr entstand der Typus des Sekretariatsfachbuches, dickleibige Hausbücher, die neben der Geschäftskorrespondenz auch sogenannte "Haußbrieflein" enthalten und dem Leser gleichzeitig allgemein Wissenswertes von der "Deutschen Orthographie" und "Vom Buchhalten" bis zu "Erkundigungen bey einem Arzt, woher die, so von der Spinne Tarantula gestochen wurden zu tanzen pflegen" (4).

Der zweibändige "Teutsche Secretarius" (Nürnberg 1655 und 1661) von Georg Philipp Harsdörffer und die fast 4 000 Seiten umfassende "Teutsche Secretariatskunst" (Nürnberg 1673/74) von Kaspar Stieler, als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft genannt der Spathe, geben also nicht nur Muster für alle erdenklichen Schreibansätze, sondern sind gleichzeitig eine Enzyklopädie praktischer Gelehrsamkeit. In Georg Philipp Harsdörffer haben wir einen jener von Talander kritisierten Sprachgrübler vor uns. Auch er war Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, einer der einflußreichsten Sprachgesellschaften seiner Zeit, und setzte sich entschieden für den Gebrauch des Deutschen im Brief ein.

"Warum sollten wir neugierigenge Teutschen uns entblößen/ unsere Sprache ohne Noth mit fremden Flickwörtern zu beflecken/ und mit dem Französisch-Welsch/ Lateinischen Bettlersmantel zu verhüllen."

(Harsdörffer, 1655, S. 166)

Aber auch die Verfasser der Sekretariatsfachbücher müssen sich, wenn auch widerwillig, dem französischen Einfluß beugen.

"Die Franzosen (...) denen wir teutschen Affen so gerne nachahmen, haben eine weit andere Art, ihre

4 Vgl. G. Steinhausen, 1891, S. 216.

Briefe zu schließen, in dem sie mehrmals die Unterschrift gleichsam darein bringen."

(Stieler, Bd. 2, S. 211), zitiert nach Steinhausen, S. 231.

Neben den französischen Vorbildern lockert auch die Privatisierung der Inhalte den Briefstil. Das strenge fünfteilige Dispositionsschema zum Beispiel tritt zugunsten einer lockeren Dreiteilung zurück, wenn man an Gleichgestellte schreibt. Dennoch sind die Musterbriefe geprägt vom formelhaften, hypotaktischen Curial-Stil der Kanzleien, dessen Nachwirkungen wir bis ins 20. Jahrhundert hinein verfolgen werden (vgl. S.

Im Laufe dieser 250 Jahre löst sich der Brief zwar allmählich aus den Zwängen der Rhetorik, er bleibt aber nach wie vor eine Gattung mit festen Produktionsregeln, deren Aufbau und sprachliche Gestaltung nicht zur individuellen Disposition stehen. So sind auch die Briefsteller als Lehrbücher für die Kunst des Briefschreibens - ebenso wie die Lehrbücher der Dicht- und Redekunst - durchaus anerkannte, ja unerläßliche Hilfsmittel; sie entsprechen dem geltenden Literaturverständnis. "Sie genossen die Wertschätzung der Gebildeten, und der Verfasser betrachtete sein Werk (...) ebenso als ein Produkt größter Gelehrsamkeit, wie irgend ein juristisches oder theologisches Buch." schreibt Georg Steinhausen (5). Es verwundert daher nicht, daß manche Autoren, wie etwa Benjamin Neukrich und Christian Weise, auch als Dichter oder Verfasser von Poetiken bekannt waren.

Christian Fürchtegott Gellert und der Niedergang der Briefsteller

Im Zuge der Aufklärung stellte nun ein wirtschaftlich selbstbewußt werdendes Bürgertum die religiösen und politischen Hierarchien des Absolutismus und mit ihnen ihre zeremoniellen Ausdrucksformen zunehmend in Frage. Das starre rhetorische Regelsystem bot keine angemessenen Äußerungsmittel mehr für die immer differenzierter werdende soziale und emotionale Realität dieser Schicht. In einer von der Aufgabe gesellschaftlicher Repräsentation und vom Korsett strenger Produktionsregeln befreiten Literatur schuf sie sich neue Formen des Selbstausdruckes und grenzte sich damit sowohl nach unten als auch gegen die "dummen Re-

5 G. Steinhausen, 1891, S. 214.

genten" ab (6). Der höfischen ars wird eine bürgerliche natura entgegengesetzt. Daß die Forderung nach einer persönlicheren und ungezwungeneren Schreibart ihre Folgen zunächst für den Brief, die intimste schriftliche Äußerungsform, hat, liegt nahe.

Christian Fürchtegott Gellert hat diese Stilforderungen, wenn auch nicht unbedingt zum ersten Mal formuliert, so doch in seinen epistolographischen Schriften programmatisch zusammengefaßt (7). Schon der Titel seiner Schrift deutet dies an. Die "praktische Abhandlung" zeigt in konkreter Kritik an anderen Briefstellerbriefen, worum es ihm geht. Er orientiert sich nicht an theoretisch formulierten Regeln, sondern an den Bedürfnissen bürgerlicher Lebenspraxis. Von einem schlechten Briefbeispiel heißt es: "Der Wunsch ist nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt und auf diese Weise hat er zwar das Alltägliche verloren; aber eben dadurch ist er rednerisch geworden." (Gellert, 1751, S. 87). Der Begriff rednerisch als Ausdruck für eine mit rhetorischem ornatus versehene Sprache ist hier eindeutig negativ gebraucht. Gellert lehnt auch die Wahl einer bestimmten Stilebene und die strenge Einteilung des Briefes als Relikte der Rhetorik ab: "Müssen denn alle Kleider einerley Zuschnitt und alle Briefe drey oder fünf Tempo haben?" (Gellert, 1742, S. 181). Dem stilisierten Redebegriff der Rhetorik setzt er seine Forderung nach einem individuellen und natürlichen Briefstil entgegen.

"Ein jeder hat eine gewisse Art zu denken und sich auszudrücken, die ihn von anderen unterscheidet. Diese soll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber sie nie unterdrücken, sonst wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden."

(Gellert, 1751, S. 71 f.)

6 Vgl. Walter Jens: s.v. Rhetorik in: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, hrsg. von Paul Merker und Wolfgang Stämmeler, Bd. 3, Berlin 1971, S. 438.

7 Christian Fürchtegott Gellert: "Gedanken von einem guten deutschen Briefe", in: Belustigungen des Verstandes und des Witzes, Leipzig 1742, S. 177-189. ders.: Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, Leipzig 1751. Beides als Faksimilenachdruck, Stuttgart 1971 (= Texte des 18. Jahrhunderts, hrsg. von R. Böckmann und Friedrich Sengle).

Für einen solchen Stil können keine verbindlichen Richtlinien mehr formuliert werden. Deshalb heißt es lapidar: "Nun werde ich ihnen sagen sollen, welches ich denn für die besten Regeln/ zum Briefschreiben, S.E./ halte. Ich antworte, die wenigsten." (Gellert, 1742, S. 182).

Wenn es nun aber keine definierten Regeln mehr dafür gibt, wie man einen guten Brief schreibt, ja wie man überhaupt schreibt, wonach richten sich dann die Kriterien der Produktion und Beurteilung eines Briefes oder eines literarischen Produktes? In dieser Hinsicht ist der zweite Teil des Titels nicht weniger programmatisch als der erste. An die Stelle des rhetorischen iudicium tritt der "gute Geschmack". Er läßt sich nicht als feste Norm definieren, sondern ist bezogen auf den öffentlichen Austausch mit einem Publikum, auf die ständige Wechselwirkung zwischen dem Urteil des einzelnen und dem der Menge. Der gute Geschmack ist also, zumindest in dieser Zeit, ein zutiefst sozialer Begriff. Sein Ort ist der Umgang. Knotenpunkt des geschmacksbildenden "Umgangs mit geschickten und vernünftigen Leuten" (Gellert 1751, S. 48), mit einem "kulturreasonierenden Publikum" (8) ist der Salon: "la maison où l'on reçoit habituellement compagnie, et, particulièrement, bonne compagnie, et où l'on cause," (9). Sowohl der Aufbau als auch die Sprache eines Briefes sollen diesen Umgangston zum Vorbild nehmen.

"Man darf nur an die Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von solchen Dingen spricht." (Gellert, 1751, S. 46 f.)

"Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlberedtheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redet, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken anderer so weit

8 Dieser Ausdruck stammt von Jürgen Habermas, der in seinem Buch "Strukturwandel der Öffentlichkeit" (Neuwied 1962) die Institutionen und den Wandel der bürgerlichen Öffentlichkeit beschreibt.

9 H. Lausberg: Handbuch der literarischen Rhetorik, 2. Aufl. München 1973, Bd. 2, s.v. iudicium (im folgenden zitiert als LHB). Zum Geschmacksbegriff s. Diethelm Brüggenmann: "Gellert, der gute Geschmack und die üblen Briefsteller", DVjs. 45 (1971), S. 117-149.

entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde." (S. 10)

Nun wäre es allerdings ein Fehlschluß, wollte man unseren heutigen Gesprächsbegriff mit dem Gellerts gleichsetzen. Was im geselligen Umgang unter Gespräch verstanden wurde, hatte durchaus seine inhaltlichen und formalen Gesetze, es unterlag dem "Zwang zur Zwanglosigkeit" (10). Außerdem sollte der Brief ein solches Gespräch nicht direkt wiedergeben, sondern geschickt nachahmen und dabei stilistisch verfeinern. Gellert plädiert für eine zierliche, sozusagen künstlich erzeugte Natürlichkeit des Ausdrucks.

"Man bedient sich im Schreiben der Worte, die in der Welt üblich sind. Allein durch die Art, wie man sie gebraucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen gibt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und gibt ihm dadurch eine gewisse Zierlichkeit, die so natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben so von einer Sache gesprochen haben, weil er seine Worte hört. Man redet daher nicht ohne Ausnahme so in Briefen, wie andere im Umgange sprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geschickt nach."

(Gellert, 1751, S. 7)

Der Brief ist nicht länger ein in steifen Formeln abgefaßtes Dokument, er wird zum privaten Kommunikationsmedium eines aufgeklärten Bürgertums, er wird "schriftlicher Umgang" (11) und leitet konsequenterweise seine Stilmaximen aus den geselligen Umgangsformen dieses Bürgertums ab.

Die stilistische Tendenzwende, die sich hier bemerkbar macht, bleibt auch im literarischen Bereich nicht ohne Folgen. Es ist der Brief, der über die Form des Brief-

10 Claudia Henn-Schmölders: Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversations-
theorie, München 1979, Kap. 5 S. 34. Zur Problema-
tik des Gesprächsbegriffes vgl. ferner: D. Brügge-
mann, 1971, S. 146 f. und Albrecht Schöne: "Über
Goethes Brief an Behrisch vom 10. Nov. 1767", in:
Festschrift für Richard Alewyn, hrsg. von Benno von
Wiese und H. Singer, Köln 1967, S. 206 f.

11 Adolph Freiherr von Knigge: Über den Umgang mit Men-
schen, hrsg. von Gert Ueding, Frankfurt 1977, Teil I,
Kap. 33.

romans Subjektivität literaturfähig gemacht hat, und nicht zufällig ist der erste Briefroman, Richardsons Pamela, aus dem Plan zu einem Briefsteller entstanden (12). Diese literarische Form wiederum ebnete den Weg für neue Möglichkeiten des literarischen Selbstausdrucks, für den bürgerlichen Roman. Hier finden wir den Brief am Wendepunkt seiner Entwicklung. Gellert vollzieht die endgültige Loslösung des Briefes aus dem System der Rhetorik und damit aus seiner Lehrbarkeit durch verbindliche Regeln. Der ratsuchende Briefschreiber wird auf die Umgangsformen einer säkularisierten Öffentlichkeit verwiesen. Der Gellertsche Briefsteller ist im progressiven Sinne auf der Höhe der stilistischen Entwicklung und beraubt die Gattung gleichzeitig ihrer Daseinsberechtigung. Hier beginnt der Abstieg der Briefsteller in die Trivialität. Sie passen nicht mehr in das neue bürgerliche Literaturverständnis, das schließlich sogar den guten Geschmack als "Zaum" empfindet, und die Gesetze literarischer Produktion und Wertung ausschließlich dem schöpferischen Individuum überantwortet: "Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen? Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum." (13) Es kann nun aber nicht jeder ein Genie sein, dem Natürlichkeit und Originalität in die Feder fließen. Daher gibt es sie weiterhin, die Briefsteller; mit der zunehmenden Bedeutung des Briefverkehrs sogar in großer Zahl. Im 19. Jahrhundert sind sie allerdings nicht mehr anerkannte Lehrbücher oder gar Schrittmacher der stilistischen Entwicklung, sie sind zum notwendigen Übel geworden, zu "Vorschriftenbüchern für Menschen mit geringer Sprachgewalt" (14). "Gelehrte freilich und bedeutende Schriftsteller zeigen sich (...) auf diesem Felde nicht mehr tätig", schreibt Albrecht Schöne, und damit sind die Briefstel-

12 Samuel Richardson: Pamela, introd. by M. Kinkhead-Weekes, 2 vols, London 1962. Vgl. vol. 1, p. V.

13 Friedrich Schiller: Musenalmanach für das Jahr 1797, zit. nach D. Brüggemann, 1971, S. 136.

14 Rainer Brockmeyer: Geschichte des deutschen Briefes von Gottsched bis zum Sturm und Drang, Diss. Münster 1961, S. 303, zit. nach D. Brüggemann, 1968, S. 7.

ler für die Forschung uninteressant geworden (15).

Bevor wir uns genauer anschauen, wie dieses "mit dem Odium der Lächerlichkeit behaftete abgesunkene Kulturgut" (16) sich im späten 19. Jahrhundert präsentiert, wird die systematische Einführung danach fragen, welche Faktoren der Briefsteller bei seiner Lehrtätigkeit zu berücksichtigen hat, und wie er seinen Gegenstand didaktisiert.

1.2 Systematische Einführung: Der Briefsteller in seiner Funktion als Lehrbuch zum Briefschreiben

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Bedingungen und Besonderheiten brieflicher Kommunikation. Was der Brief ist und sein kann, darüber existiert eine Fülle von Literatur (17). Die Autoren dieser zahlreichen Aufsätze und Essays betrachten den Brief jedoch meist mit einem spezifisch kulturhistorischen oder literarischen Interesse. Er ist ihnen ästhetisches Phänomen, kultureller Ausdruck oder "literarische Gebrauchsform" (18), deren

15 A. Schöne, 1967, S. 194.

Neben der erwähnten Briefstelleranthologie von D. Brüggemann ist mir zum Thema moderner Briefsteller nur ein Aufsatz von Helm Hartwig im Rahmen der Gebrauchsliteraturdiskussion bekannt.

Helm Hartwig: "Zwischen Briefsteller und Bildpostkarte. Briefverkehr und Strukturwandel bürgerlicher Öffentlichkeit", in: Gebrauchsliteratur. Methoden, Überlegungen und Beispielanalysen, hrsg. von Ludwig Fischer, Stuttgart 1976, S. 114-126.

16 A. Schöne, 1967, S. 194.

17 Abgesehen von der in ihrer Materialfülle und ihrem Überblick unerreichten historischen Studie von Georg Steinhausen haben bis heute viele Autoren - mehr oder weniger feuilletonistisch - das Wesen des Briefes zu beschreiben versucht. Diese Titel finden sich im Literaturverzeichnis; für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der Gattung können sie jedoch nicht weiterhelfen.

18 Horst Belke: Literarische Gebrauchsformen, Düsseldorf 1973. Vgl. hier besonders Kapitel 6: "Die Multifunktionalität der literarischen Gebrauchsform am Beispiel des Briefes", S. 142-157.

Verfall es heute zu beklagen gilt (19). Es gibt hingegen relativ wenige Versuche, den "Alltagsbrief", den "normalen Brief", den "Brief des kleinen Mannes" zu beschreiben, den die Brieflehrbücher zum Gegenstand haben (20). Erst in jüngster Zeit ist der Brief auch als Untersuchungsobjekt der Textsortenlinguistik und der

- 19 Die Klage über den Verfall des Briefes zieht sich durch viele der genannten Arbeiten. Häufig zitiert wird in diesem Zusammenhang Theodor W. Adorno aus seinem Nachwort zu Walter Benjamins Briefanthologie: "Sie [die Briefform, S.E.] ist veraltet; wer ihrer noch mächtig ist verfügt über archaische Fähigkeiten." Walter Benjamin (Hrsg.): "Deutsche Menschen", Frankfurt 1979, S. 133. Zuerst erschienen unter dem Pseudonym Detlef Holz, Luzern 1936. Weniger prägnant formuliert Albert Wellek seinen Kulturpessimismus: "Der Brief ist mit der Neuzeit entstanden, und er geht mit der Neuzeit dahin, an deren weltgeschichtlichem Ende wir leben." Albert Wellek: "Zur Phänomenologie des Briefes", Die Sammlung 15 (1960), S. 339-355 und ferner Gustav Hillard: "Vom Wandel und Verfall des Briefes", Merkur 23 (1969), S. 342-351 sowie Georg Jappe: "Vom Briefwechsel zum Schriftwechsel", Merkur 23 (1969), S. 351-362 und Golo Mann: "Der Brief in der Weltliteratur", Neue Rundschau, 86 (1975), S. 631-649.
- 20 Die zitierten Ausdrücke stammen von Karl Ermert, der zwar mit einem Briefstellerkorpus arbeitet, dem es aber um die textsortentheoretische Bestimmung verschiedener Briefsorten geht. Karl Ermert: Briefsorten. Untersuchungen zur Theorie und Empirie der Textklassifikation, Tübingen 1979, S. 9. Zum sogenannten Alltagsbrief sei ferner erwähnt, Peter Bürgel: "Der Privatbrief - Entwurf eines heuristischen Modells", DVjs 50 (1976), S. 281-297. Aber auch hier bleibt die literaturwissenschaftliche Sicht auf den Werkcharakter des Briefes Hintergrund und Bezugsrahmen für die Betrachtung.

Kommunikationstheorie entdeckt worden (21). Fragt man hier nach den Kommunikationsbedingungen und Besonderheiten des Briefes, so ist er zunächst ganz allgemein "ein durch bestimmte formale Merkmale gekennzeichnetes Mittel, mit dem ein Mensch mit einem anderen kommunizieren kann, der räumlich von ihm getrennt ist" (22). Das heißt, daß sich jedes Mitglied einer Sprachgemeinschaft, das schreiben kann, mit jedem anderen, des Lesens kundigen Mitglied dieser Gemeinschaft über beliebige Themen brieflich verständigen kann. Daraus ergeben sich für einen Briefsteller drei Problembereiche. Er sieht sich erstens der völligen inhaltlichen Offenheit des Briefes gegenüber und muß die Vielfalt denkbarer Themen und Schreibansätze beschränken. Zweitens sind an brieflicher Kommunikation zwei konkrete Personen in ihrer je spezifischen sozialen und individuellen Situation beteiligt, die vom Briefsteller berücksichtigt werden müssen (23). Und drittens ist dieser "halbierte Dialog" (24), dieses "phasenverschobene Gespräch" oder "utopische Zwiegespräch" (25) auf das Medium der Schrift

-
- 21 Neben K. Ermerts textsortentheoretischer Arbeit finden sich einige Bemerkungen zur Textsorte Brief bei Barbara Sandig. Barbara Sandig: "Zur Differenzierung gebrauchssprachlicher Textsorten im Deutschen", in: Elisabeth Gühlich, Wolfgang Raible (Hrsg.): Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht, Frankfurt 1972 (= Athenäum Schriften Linguistik 5), S. 113-124. Mit der Substitutionsstruktur des Briefes hat sich Roland Harweg beschäftigt. Roland Harweg: "Pronomina und Textkonstitution", München 1968 (= Beihefte zur Poetica 2), S. 349-358. Aussagen zum kommunikationstheoretischen Stellenwert machen Heinz Buddemeier und Helmut Henne. Heinz Buddemeier: Kommunikation als Verständigungshandlung. Sprachtheoretische Ansätze zur Theorie der Kommunikation, Frankfurt 1973 (= Athenäum Skripten Linguistik 13). Helmut Henne: Sprachpragmatik. Nachschrift einer Vorlesung, Tübingen 1975.
 - 22 K. Ermert, 1979, S. 9.
 - 23 Briefftypen, deren Adressaten anonyme Institutionen sind, wie etwa der Behördenbrief, sollen hier zunächst unberücksichtigt bleiben. Ihnen ist ein eigener Abschnitt der Arbeit gewidmet.
 - 24 Harald Weinrich: "Fremdsprachen für den Alltag und der Alltag des Fremdsprachenunterrichts", Neue Sammlung 21, H. 1 (1981), S. 14.
 - 25 P. Bürgel, 1976, S. 244; A. Schöne, 1967, S. 198.

angewiesen. Hier im Bereich der sprachlichen Realisierung liegt die eigentliche Aufgabe des Briefstellers; er gibt Anweisungen und Muster für die konkrete Gestaltung des Briefes. Dabei muß er allerdings die beiden anderen Bereiche im Auge behalten, denn die Kunst des Briefeschreibens wie der Erfolg jeder sprachlichen Kommunikation besteht gerade darin, zu wissen, "über welchen Gegenstand gegenüber welchen Partnern zu welchem Zweck in welcher sprachlichen Form kommuniziert werden muß" (26). Er kann seine Lehrtätigkeit also nicht auf sprachlich-stilistische Produktionsregeln beschränken, sondern muß darüber hinaus den Ausschnitt sozialer Wirklichkeit beschreiben, in der die Briefkommunikation stattfinden soll. Wir bekommen hier eine Kommunikationsform innerhalb ihrer Rahmenbedingungen vorgeführt: die "sprachhandlungsleitenden Faktoren" (27) werden jeweils mitgeliefert und können daher in ihrem Wandel und ihrem Einfluß auf den Stil der Briefe als diachrones Paradigma untersucht werden. In diesem Sinne bieten die Briefsteller eine "Pragmatik der Briefkommunikation" (28). Sie normieren und reproduzieren die "Bedingungen der kommunikativen Adäquatheit" (29), wie sie in einer bestimmten Zeit und gesellschaftlichen Gruppen für den Briefverkehr gelten. Es scheint also auch nach dem Verfall eines allgemein gültigen rhetorischen Systems so etwas wie eine Rhetorizität des Alltags und seiner Sprachhandlungen zu geben, zumindest postuliert der Briefsteller mit dem Anspruch, das Briefschreiben lehrbar zu machen, einen solchen Konsens.

Um nun die Fülle der Möglichkeiten einzuschränken und gleichzeitig die Rahmenbedingungen der Briefkommunikation für seine Lehrzwecke zu systematisieren, führt

26 Peter Suchsland: "Bemerkungen zum Verhältnis von sprachlicher kommunikativer Tätigkeit und sozialen Normen", Deutsch als Fremdsprache 15, H. 1 (1979), S. 2.

27 Siegfried J. Schmidt: Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation, München 1973, S. 46.

28 K. Ermert, 1979, S. 16.

29 P. Suchsland, 1979, S. 2.

der Briefsteller typisierte Briefpartner in typischen Schreibsituationen vor (30).

Die Typisierung der fiktiven Kommunikationspartner

Zunächst muß er seinem Musterbrief einen Schreiber und einen Empfänger geben. Diese fiktiven Kommunikationspartner erfüllen innerhalb des Briefstellers eine doppelte Funktion. Sie sind einerseits wichtige Daten für die Gestaltung des Briefes, der nach beiden Seiten hin das Gebot des personalen aptum beachten muß, andererseits dienen sie als Anhaltspunkt und Identifikationsangebot für den Benützer, der sich in seinem Briefsteller zurechtfinden muß. Er begegnet diesen typisierten Akteuren in der Briefüberschrift oder - bei modernen Briefstellern - in ausführlich charakterisierenden Zwischentexten. Mit Hilfe solcher Typen schafft der Autor einen gesellschaftlichen Mikrokosmos, innerhalb dessen er, auf der Basis bestehender Rollenerwartungen, Aussagen über angemessenes Verhalten machen kann.

Selbstverständlich hat er bei der Wahl solcher Typisierungsmuster die Bedürfnisse und Erwartungen seiner Ziel-

-
- 30 Der Begriff der Typisierung spielt in der Ethnomethodologie eine wichtige Rolle. Sie wird als Voraussetzung jeder sozialen Interaktion, ja der "gesellschaftlichen Konstruktion unserer Wirklichkeit" überhaupt beschrieben. "Soziale Interaktion ist nur möglich, wenn alle Beteiligten sich ein einigermaßen konsistentes (...) Bild von den anderen und sich selbst machen können. Sie neigen deshalb dazu, einander als 'Typen' mit charakteristischen Eigenschaften und Verhaltensweisen einzuschätzen und sich entsprechend zu verhalten." Reinhard Kreckel: Soziologisches Denken, 2. Aufl., Opladen 1976, S. 171. Vgl. auch Peter Berger, Th. Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, 2. Aufl., Frankfurt 1980.

gruppe im Auge (31). Es wäre allerdings falsch, wollte man von den fiktiven Schreibern und Adressaten der Musterbriefe direkt auf die Benützer des Briefstellers schließen. Hier wird nicht unbedingt die reale Welt der Leser mit ihren Kommunikationsgewohnheiten abgebildet. Wir werden vielmehr sehen, daß im Briefsteller offensichtlich weit häufiger die "Bezugsgruppe" (32) des Lesepublikums und deren gruppenspezifische Normen wiedergegeben werden, die sich der Leser dann im Rahmen seiner Aufstiegswünsche aneignen kann.

Eine solche Typisierung wird nun sinnvollerweise nach

-
- 31 Die Lesererwartung geht also auch bei der Gebrauchsliteratur als Konstruktionsfaktor in den Text ein. Die Verhältnisse liegen hier allerdings einfacher als in literarischen Texten. Der Leser ist nicht zu einem aktiven Weiterverarbeitungsprozeß aufgerufen, innerhalb dessen sich der Textsinn erst konstituiert, sondern tritt mit ganz konkreten, dem Lesen vorgeordneten Fragestellungen an den Text heran. "(...) der Anspruch des Lesers auf Wissensvermittlung als Erwartungshaltung kennzeichnet diese Literatur." Knut Hickethier: "Sachbuch und Gebrauchstext als Kommunikation", in: Ludwig Fischer (Hrsg.): Gebrauchsliteratur. Methoden, Überlegungen und Beispielsanalysen, Stuttgart 1976, S. 76. Manche Autoren machen solche ratlosen Leserfragen auch zum Titel ihrer Briefsteller: "Wie schreibe ich richtige Briefe?" (Brigitte und Kurt, 1951), "Was schreibe ich nur?" (K. Burkart, 1950) oder "Wie schreibe ich meinem Schatz?" (Amorsky, 1922).
- 32 Die Gruppensoziologie unterscheidet zwischen einer Mitgliedsgruppe und einer Bezugsgruppe, die nicht immer identisch sein müssen. Vgl. hierzu den Aufsatz von Hermann L. Gukenbiehl: "Bezugsgruppen", in: B. Schäfers (Hrsg.): Einführung in die Gruppensoziologie, Heidelberg 1980, S. 83-104. Eine solche Bezugsgruppe erscheint als "sympathisch, nachahmenswert, vorbildlich und beispielhaft". Von ihr werden Normen und Standards übernommen und bestimmen das eigene Denken und Handeln (ebenda, S. 92). Solche Bezugseinheiten bieten "Orientierung und Handlungssicherheit für den Einzelnen, wenn er in eine neue Situation oder Position wechselt". Als Beispiel hierzu wird u.a. auch der "soziale Aufstieg" genannt, (ebenda, S. 96 f.). In dieser Hinsicht bieten auch die Briefsteller Orientierungswissen für die Aufstiegswünsche ihrer Leser.

Merkmale vorgenommen, die die sprachliche und argumentative Gestalt des Briefes beeinflussen. Schaut man die Sender- und Empfängertypen im behandelten Zeitraum genauer an, so zeigt sich, daß ihre Charakterisierung von einigen wenigen sprachhandlungsrelevanten Merkmalen bestimmt ist. Da ist zunächst die Geschlechtszugehörigkeit, die auch für das Briefschreiben nicht ohne Folgen bleibt. Das kann im Briefsteller sogar soweit gehen, daß eine briefliche 'Arbeitsteilung' entsteht und bestimmte Briefftypen - vor allem in Sachen Liebe - nur von Männern, andere nur von Frauen geschrieben werden können. Weitere Merkmale lassen sich mit dem Begriffs-paar Nähe - Distanz beschreiben. Man muß dabei allerdings zwischen einer persönlichen und einer gesellschaftlichen Sphäre unterscheiden. Auf persönlicher Ebene wird der Grad der Nähe bzw. Vertrautheit durch Kriterien wie Familienzugehörigkeit und -stand, Verwandtschaftsgrad und Freundschaft bestimmt. Auf gesellschaftlicher Ebene hat der soziale Status, meßbar in Größen wie: arm vs. reich, höhergestellt vs. untergeben, oder die Zugehörigkeit zu einer Berufsgruppe und dem damit verbundenen Sozialprestige, entscheidend Einfluß auf den Brief. Wichtig ist ferner das Alter von Schreiber und Adressat. Es wird im Briefsteller vor allem durch die Zugehörigkeit zu verschiedenen Generationen, etwa der Gruppe der Väter, Onkel und Vormünder auf der einen, der Söhne, Neffen und Mündel auf der anderen Seite markiert (33). Daneben taucht, besonders in älteren Briefstellern, die moralische Wertung als Charakterisierungsmerkmal auf. Hier begegnet man den Spielern, Trinkern und abtrünnigen Söhnen, deren Verwerflichkeit ebenfalls Einfluß auf den Briefstil hat. In Briefen mit derartigen Absendern entfaltet sich eine besonders vehemente Metaphorik, die

-
- 33 Ähnliche "Beziehungstypen" findet Volker Krumrey bei seiner Untersuchung zu Anstandsbüchern zwischen 1870 und 1970. Er unterscheidet zwischen Schichtgruppenbeziehungen, Generationsgruppenbeziehungen und Geschlechtsgruppenbeziehungen sowie Vertrautheitsbeziehungen. Volker Krumrey: "Strukturwandlungen und Funktionen von Verhaltensstandards, aus einer soziologischen Inhaltsanalyse deutscher 'Anstandsbücher' der Jahre 1870 bis 1970", in: Peter R. Gleichmann et al. (Hrsg.): Human Figurations. Essays on Norbert Elias, Amsterdam 1977, S. 335-348.

wir im folgenden noch genauer betrachten werden (34). Nicht jedes der genannten Merkmale ist jedoch für jeden Schreibanaß von gleicher Bedeutung. Die Geschlechtszugehörigkeit hat vor allem auf die Liebesbriefe starken Einfluß, während sie sich auf die Textgestaltung von Trost- und Beileidsbriefen kaum auswirkt. Moralische Wertung wird überall dort wichtig, wo es ums Mahnen sowie ums Be- und Entschuldigen geht, während Alter und private wie gesellschaftliche Distanz den Ton aller Briefftypen bestimmen, da sie gleichzeitig wichtige Anhaltspunkte für die Verwendung konventioneller Höflichkeitsformen sind. Selbstverständlich tauchen diese Merkmale nicht isoliert auf. Sie sind eingebunden in bestimmte Rollenmuster, in denen sich mehrere solcher sprachhandlungsrelevanter Eigenschaften verbinden und mit bestimmten Verhaltenserwartungen verknüpft sind. Da sind zum Beispiel "die jugendliche Witwe", der "adelige Gönner", "der junge Handwerker" oder - in den modernen Briefstellern - "unser Freund Jochen, der gerade sein Examen bestanden hat" (35). Da der Briefsteller

34 Bemerkenswert ist, daß das Merkmal Charakter, das in den theoretischen Ausführungen älterer Briefsteller des behandelten Zeitraums teilweise noch auftaucht (vgl. Brunner, 1909, S. 4), praktisch keine Bedeutung mehr hat und auch in neueren Briefstellern nicht mehr erwähnt wird. Hier hat sich offensichtlich eine Veränderung der Relevanzstrukturen ergeben, denn in den Anstandsbüchern und Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts scheint der Charakter eines Menschen noch ein wichtiges Kriterium zur Bestimmung der Kommunikationssituation zu sein. So widmet Adolf Freiherr von Knigge das dritte Kapitel des ersten Teils seines "Über den Umgang mit Menschen" den "verschiedenen Gemüts-Temperaturen und Stimmungen des Geistes und Herzens". Die Bedeutung der Charaktere in dieser Zeit erklärt sich wohl aus der Rezeption der Theophrastischen "Charaktere" in der Übersetzung durch La Bruyère (1688).

35 Es gibt auch Briefsteller, die sich von vornherein auf die Schreibprobleme eines bestimmten Sendertyps beschränken und diesen gleich im Titel ansprechen. Vor allem die geschlechtsspezifischen Normen der Briefkommunikation geben Anlaß zu solchen Spezialisierungen: "Ein Herr schreibt Briefe." (Aubersen, 1963) oder "Neuster Briefsteller für Fräulein" (Brandt, 1915). Die Spezialbriefsteller für verschiedene Berufsgruppen und Stellensuchende werden hier unberücksichtigt bleiben, da sie den Rahmen des Privatbriefstellers überschreiten.

seinen Benützern jedes Kommunikationsrisiko ersparen will, hält er sich bei der Auswahl und Charakterisierung solcher Rollen an gängige Klischees und wird daher häufig zum Hort überholter Verhaltensmuster. Im Laufe der Arbeit wird sich zeigen, wie sich die typische 'Belegschaft' des Briefstellers verändert und wie die Charakterisierung der einzelnen Typen und die ihnen zugeordneten sprachlichen und argumentativen Muster sich wandeln.

Typisierung der Kommunikationsinhalte

Mit Titeln wie "Großer, vollständiger Universalbriefsteller" oder "Briefsteller für alle Wechselfälle des täglichen Lebens" versuchen die Brieflehrbücher aller Zeiten ihre Leser glauben zu machen, sie präsentierten ihnen die gesamte brieflich relevante Welt in Buchformat. Aber die Fülle der möglichen Kommunikationsinhalte muß reduziert und strukturiert werden. Der Briefstellerautor wird sich auf Anlässe und Schreibintentionen beschränken, die für die Briefkommunikation besonders wichtig sind. Wie die fiktiven Briefpartner, so sind auch die Inhalte wichtige Indikatoren für die Wahl der Stilmittel. Andererseits gibt die inhaltliche Strukturierung dem Leser die Möglichkeit, sein spezielles Schreibproblem im Angebot des Briefstellers wiederzufinden. Dabei hilft ihm zunächst das Inhaltsverzeichnis, das nach verschiedenen Ordnungsprinzipien gegliedert sein kann. Da gibt es Anlaßtypologien, die die Musterbriefe nach Ereignissen wie Taufe, Geburtstag, Tod etc. organisieren. Andere ordnen sie bestimmten Lebensbereichen, etwa Geselligkeit, Schule und Haus, Militärzeit, zu. Meist werden die Kapitel aber nach der jeweiligen Sprech- bzw. Schreibhandlung benannt. Schaut man genauer nach, so lassen sich alle diese Einteilungen auf einen festen Kanon von Briefftypen zurückführen. Im Briefsteller werden die viel beschworenen "Wechselfälle des Lebens" auf folgende 'Schreibakte' reduziert:

- | | |
|---------------|---------------------------------|
| - Glückwunsch | - Erinnerung/Mahnung/Klage |
| - Beileid | - Entschuldigung/Rechtfertigung |
| - Dank | - Einladung |
| - Warnung | - Abschied |

Die Bezeichnung des jeweiligen Briefftyps, also Glückwunschbrief, Beileidsbrief usw., fällt häufig seman-

tisch mit dem entsprechenden performativen Verb zusammen (36). Viele davon stammen aus dem Bereich konventioneller Höflichkeit. Das verwundert nicht, denn gerade hier sind die Sprechhandlungen stark ritualisiert, und es lassen sich relativ leicht Regeln für ihre erfolgreiche Durchführung angeben. Auch scheinen solche Höflichkeitsrituale im Rahmen der Erfolgs- und Aufstiegswünsche der Leser besonders wichtig zu sein. Aber nicht alle Briefftypen bleiben solchermaßen an der Oberfläche gesellschaftlicher Konventionalität. Der Typus des "Berichtsbriefes" oder die "Familien- und Freundschaftsbriefe", wie sie viele ältere Briefsteller noch anbieten, lassen sich nicht so leicht in allgemeingültige Muster fassen. In einem eigenen Kapitel wird zu zeigen sein, wie die Briefsteller in solchen Fällen ihren normativen Anspruch aufrecht erhalten. Und dann sind da noch die Liebesbriefe, die ihren Verfassern naturgemäß besondere Schreibprobleme bereiten und die deshalb im Briefsteller nicht fehlen dürfen. Viele Briefsteller haben sich das weite Feld menschlicher Zu- und Abneigung sogar zum ausschließlichen Gegenstand ihrer epistolographischen Bemühungen gemacht. Da sich aber eine Liebesbeziehung, abgesehen vielleicht von der klassischen Formel des Heiratsantrages, nicht in einer Folge von performativen Verben abhandeln läßt, entwerfen solche Liebesbriefsteller zur Strukturierung ihrer Musterbriefe eine eigene Kasuistik, der ebenfalls ein besonderes Kapitel gewidmet sein wird.

Für alle diese Ereignisse, Anlässe und Empfindungen muß der Briefsteller einen gesellschaftlichen Ort finden.

36 Viele dieser Briefftypen lassen sich auf Sprechakte aus der Austinschen Klasse der Konduktiva, zum Teil auch der Exerzitiva zurückführen. Man kann aber einen Brief nicht mit einem dieser Sprechakte gleichsetzen; so kann z.B. ein Beileidsbrief neben dem Beileid-Aussprechen auch die Sprechakte des Wünschens und Bittens enthalten. Die traditionelle Sprechakttheorie, die Äußerungen meist nur im Rahmen der Satzgrenzen betrachtet, kann daher auf komplexe Texte wie den Brief kaum angewandt werden. Neue Ansätze in dieser Richtung erarbeitet eine Gruppe um Inger Rosengren an der Universität Lund. Vgl. das Hauptreferat beim 3. Symposium "Sprache und Pragmatik" im Mai 1982 in Lund: "Der Einfluß der kommunikativen Strategie auf die Textstruktur, dargestellt am Beispiel des Geschäftsbriefes".

Das heißt ganz konkret: Wo lernt sich das junge Paar kennen? Zu welchen Geselligkeiten wird geladen? Weshalb nimmt man Abschied? Im übertragenen Sinn aber ist zu fragen: Wie lassen sich so private Gefühle wie Freude und Trauer, Zu- oder Abneigung unter einem Generalnenner thematisieren, und wie werden sie schließlich in angemessene Worte gefaßt?

Daneben kann das Verschwinden bestimmter Briefftypen und das Auftauchen neuer Briefanlässe und -intentionen - etwa durch die Konkurrenz des Telefons - Hinweise auf Funktionswandel und Funktionsverlust des Briefes geben.

Die Ebene der sprachlichen Realisierung

Ist nun mit Hilfe der Typisierung von Briefpartnern und Inhalten ein Raster erstellt, so kann der Autor im Rahmen dieser fiktiven Briefsituation seine Anweisungen zur Verbalisierung geben. Auch hier muß er aus einer Menge denkbarer Formulierungen auswählen und trifft damit Entscheidungen über die Adäquatheit einer Äußerung in der jeweiligen Situation. Kommunikative Adäquatheit ist aber ein vielschichtiges Phänomen, das sich auf alle Ebenen der Sprecher- bzw. Schreiberaktivität bezieht, und genauso muß ein angemessener Brief verschiedenen Normtypen gerecht werden.

In vielen Fällen tritt der Briefsteller zunächst als Sprachlehrer und Sprachpfleger auf. In kurzgefaßten Grammatiken, Ausführungen zu Orthographie und Interpunktion und in Lexikonanhängen werden grammatisch-semantische Normen vermittelt. Sie garantieren die Wohlgeformtheit der Äußerung im Sinne der ars recte dicendi.

Auf der nächsten Stufe muß der Briefsteller eine Verbindung zwischen der von ihm charakterisierten Situation und der Gestaltung des Briefes herstellen. Im Sinne einer ars bene dicendi fallen hierunter stilistische Regeln, also Anweisungen auf Wortebene (latinitas), syntaktische Regeln wie etwa "Bilde keine Bandwurmsätze" und Stilprinzipien wie Natürlichkeit oder Deutlichkeit, die sich auf den gesamten Text beziehen. Dazu gehören aber auch Hinweise für den argumentativen Aufbau (argumentatio, inventio) und die Gliederung des Briefes (dispositio). Ein weiterer Normtyp macht Aussagen über die Gestaltung des Schriftbildes, die Wahl des Schreibgeräts sowie die Beschaffenheit und Aufteilung des Briefpapiers. Er entspricht der pronuntiatio der tradi-